

Big Brother is being watched

Ein Medienereignis und seine kommunikative Bedeutung

»ein Gott, der beobachtet werde, sei kein Gott mehr,
Gott werde nicht beobachtet, die Freiheit Gottes bestehe
darin,
daß er ein verborgener, versteckter Gott sei,
und die Unfreiheit der Menschen, daß sie beobachtet
würden«¹

Friedrich Dürrenmatt

Zehn Menschen werden beobachtet. Von Kameras, von Technikern, die die Kameras bedienen, von Menschen allerorts, die die Bilder der Kameras im Internet oder auf dem Fernsehschirm verfolgen. Von Medienschaffenden, die diese Beobachtungen und die von ihnen erzeugten Kommunikationen zu Nachrichten, Talkshows und Dokumentationssendungen verarbeiten, die wiederum massenmedial kommuniziert werden und Folgekommunikationen erzeugen, vor dem Fernseher, auf dem Schulhof, im Ehebett.

Was geschieht da? Was wird kommuniziert, warum, und wie läßt sich die lawinenartige Ausbreitung von Anschlußkommunikation erklären? Die oftgehörten Antworten, vom gesellschaftlichen Voyeurismus bis zur Mißachtung der Menschenwürde, greifen in ihrem ein wenig hilflosen Moralisieren zu kurz. Einige Reflexionen, nur lose von einem gemeinsamen system- und strukturtheoretischen Rahmen gehalten, sollen dazu dienen, eine Annäherung an das komplexe Phänomen *Big Brother* zu ermöglichen, die sich nicht in Gesellschaftsbeschimpfung oder Medienschelte erschöpft.

System und Umwelt

Wie läßt sich das System *Big Brother* fassen? Betrachten wir den ›Container‹ als Kommunikationssystem, so fällt zunächst die eigentümliche System-Umwelt-Grenze ins Auge. Die Einwegspiegel, die anstelle von Fenstern in die Wände eingelassen sind, werfen den suchenden Blick nach der Umwelt nur wieder auf den Schauenden selbst zurück. Sie repräsentieren, was sie sind: Grenze zwischen der Umwelt und einem System, dessen manifeste Funktion es ist, von der Umwelt beobachtet zu werden, aber auf der Suche nach der Umwelt immer wieder auf sich selbst verwiesen zu sein. Der *re-entry* der Umwelt in das System, also die Wiedereinführung einer Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene, führt zum selben Ergebnis: Da das System auf der Unterscheidung von Beobachten und Beobachtet-Werden beruht, führt die Anwendung dieser Unterscheidung in der Selbstbeschreibung des Systems zu der Konsequenz, die wir allabendlich am Bildschirm verfolgen können: Das System ist zur Selbstbeobachtung, zur Selbstbeschreibung gleichsam verdammt. Da es die Umwelt nicht ›sehen‹ kann, schaltet es sich gewissermaßen mit ihr parallel, beobachtet sich selbst, wie es von der Umwelt beobachtet wird, ohne aber dabei die Umwelt beim Beobachten beobachten zu können. Dies äußert sich überraschend deutlich in den Gesprächen im Haus. Nicht nur in der Anfangszeit werden permanent die eigene Situation, der Umgang mit ihr, die Regeln, die ›Authentizität‹ oder das ›Schauspielern‹ thematisiert. Auch in späteren Folgen, selbst wenn läh-

mende Interaktionsarmut sich breitmacht und das System nach anschlussfähigen Themen geradezu schreit, fällt auf, daß die Personen in ihrem historischen Gewordensein in der ›Welt‹ weitgehend aus der Kommunikation ausgeklammert werden. Kaum je wird von dem eigenen Beruf erzählt, von der Familie, der Liebesbeziehung ›draußen‹. Thematische Auffrischung erfolgt dagegen stets durch Zuführung neuer Elemente von außen; neue Bewohnerinnen, der Kurzbesuch von Verona Feldbusch und natürlich die berühmt gewordenen ›Rufe über den Zaun‹, die regelwidrigen Kontaktversuche, die wahrscheinlich nur deshalb von den Produzenten nicht unterbunden werden, weil sie die Kommunikation im Haus dauerhaft und effizient bereichern.

Nun kann aber ein System sich nicht vollständig selbst beschreiben. Eine solche komplette Selbstbeschreibung gliche einer Karte im Maßstab 1:1, die jede Einzelheit enthält, das System also gleichsam verdoppelt. Da der Akt der Selbstbeschreibung aber zugleich Teil des zu beschreibenden Systems wäre, müßte diese Verdopplung ebenfalls in die Beschreibung miteinbezogen werden und immer so weiter, bis es letztlich zu einer Verunendlichkeit des Bildes käme, der Spiegel in Spiegeln. Das System ist also gezwungen, zu seiner Selbstbeschreibung verkürzende Metaphern zu benutzen. In der ersten Staffel von *Big Brother* kristallisierten sich vor allem zwei solche Metaphern heraus: ›Spiel‹ und ›Projekt‹, die beide auf die Abgeschlossenheit und Außeralltäglichkeit des Zustandes rekurrieren, aber einen unterschiedlichen Bezug zur Lebenspraxis herstellen. Wer das System als ›Spiel‹ definiert, positioniert sich selber als reine Spielfigur, deren ›äußeres Leben‹ im Rahmen des Spiels irrelevant ist. Wer hingegen den Projektbegriff verwendet, macht die eigene Lebensgeschichte zur Bezugsgröße, innerhalb derer das System verortet wird – als ein selbstgewähltes Projekt zum Zwecke eigener Entwicklung. Ich komme darauf zurück.

Betrachten wir das Ganze unter dem Gesichtspunkt massenmedialer Kommunikation statt aus der Binnenperspektive des Hauses, so tritt uns erneut der Begriff des Spiels entgegen. Mit Luhmann läßt sich jegliche Form von massenmedialer Unterhaltung als ›Spiel‹ begreifen, bei dem in einer Art von Realitätsverdopplung die als Spiel begriffene Realität aus der normalen Realität ausgegliedert wird, ohne letztere negieren zu müssen. Der entsprechende Realitätsausschnitt wird zeitlich begrenzt und medial markiert. Auf diese Weise wird eine Welt freigesetzt, in der eine eigene fiktionale Realität gilt, die eine Mischung aus fiktiven und vertrauten Details enthält und dadurch das Unterscheidungsvermögen des Zuschauers fordert. Ebenso braucht sie ›Subjekte‹, fiktionale Identitäten, die die Einheit der Geschichte erzeugen und einen Bezug zur Identität des Zuschauers ermöglichen. Das Interesse des Zuschauers liegt darin, eine glaubwürdige, aber nicht konsenspflichtige Realität vorgeführt zu bekommen, die ihm kognitive und motivationale Freiheit beläßt, ohne zu einem Realitätsverlust zu führen. Der Zuschauer, der das Gesehene auf sich selbst bezieht, ist damit eine Art *Parasit*, die Massenmedien, die am Parasitentum des Zuschauers parasitieren, sind Parasiten zweiter Ordnung (Michel Serres). Auf diese Weise konstruieren die Massenmedien eine bestimmte Realität, die dem übergeordneten System der Gesellschaft dazu dient, sich laufend über sich selbst zu informieren, sich selbst zu beobachten. *Big Brother* ist damit genauso Teil der Selbstbeobachtung der Gesellschaft, wie der Einzelne sich in der Beobachtung von *Big Brother* zur Selbstbeobachtung aufgefordert sieht.

Beobachten und beobachtet werden

Institutionalisierte Beobachtung ist längst ein normaler Teil unseres Alltags geworden und wird selbst da, wo sie sich der Überwachung nähert, kaum als Bedrohung empfunden, sondern in einem fast schon koketten Diskurs spielerisch gebrochen. »An jedem durchschnittlichen Tag werden

Sie mindestens ein Dutzend Mal von Überwachungskameras gefilmt – sind Sie auch schick genug angezogen?» lautet der Text eines Werbeplakats für Oberbekleidung.² Doch Beobachtung und Überwachung gehen Hand in Hand, wie es schon das Originalmotiv »*Big Brother is watching you*« ausdrückt. Wer über elektronisch vernetzte Adreß- und Telefonbücher auffindbar, per Handy stets erreichbar, über GPS und Satellitenbilder ort- und beobachtbar ist, kann in allen Lebensbereichen überwacht werden (und nötigenfalls auch liquidiert, wie der tschetschenische Rebellenführer Dudaew, dessen Handy als Zielpfeilungssignal für die Rakete diente, die ihn in seinem Versteck im Gebirge ereilte).

Filmisch ist das Thema schon lange präsent und wird in Variationen der Bedrohlichkeit (*Sliver*, *Truman Show*) und der suggerierten Authentizität (*Versteckte Kamera*, *Reality TV*, *Real World*) präsentiert. Doch schon früh gab es auch ambitioniertere Ideen. »Fernand Léger, der französische Maler und Filmemacher, träumte von einem Riesenfilm, der das Leben eines Mannes und einer Frau während 24 Stunden genau registrieren sollte: ihre Arbeit, ihr Schweigen, ihre Intimität. Nichts wäre auszulassen; noch dürften die beiden Protagonisten jemals von der Anwesenheit der Kamera wissen. [...] Ich glaube, bemerkte er, dies wäre so schrecklich, daß die Leute entsetzt davon liefen und um Hilfe riefen, als sei eine Weltkatastrophe über sie hereingebrochen.«³

Worin liegt die Bedeutung eines solchen Strebens nach filmischer Dokumentation, worin die Angst davor? Beides läßt sich aus der Ambivalenz des Konstrukts der »Authentizität« wenn nicht gar »Realität« ableiten. Die Photographie hat im Zeitalter ihrer digitalen Manipulierbarkeit das Vertrauen als Echtheitsbeweis verloren. »Echtzeit« und »Live«-Übertragung, technisch imperfekte Beobachtung möglichst »normaler« Menschen treten vermehrt an ihre Stelle, um die »Wahrheit« des Bildes zu bezeugen. Dies gilt im Bereich der Filmkunst, wo etwa Dogma-Filme dem Zuschauer über Handkamera und Naturlicht suggerieren, er/sie richte höchstpersönlich die Videokamera auf das Vorfalle, ebenso wie bei der kommerziellen Unterhaltung, wo der anhaltende Erfolg von *WebcamSites*⁴, über die mehr oder minder normale Menschen bei ihren täglichen Verrichtungen beobachtet werden können, darauf hindeutet, daß hier mehr als nur einmalige Neugier befriedigt wird.

Das Beobachten an sich scheint zunehmend zum Selbstzweck zu werden. Oder, um es mit Dürrenmatt zu sagen, »dieses Unbeobachtet-Sein würde ihn mit der Zeit mehr quälen als das Beobachtet-Sein vorher, [...] nicht mehr beobachtet, käme er sich nicht beachtenswert, nicht beachtenswert nicht geachtet, nicht geachtet bedeutungslos, bedeutungslos sinnlos vor, er würde, stelle er sich vor, in eine hoffnungslose Depression geraten, [...] die Menschen, würde er dann zwangsläufig folgern, litten unter dem Unbeobachtet-Sein wie er, auch sie kämen sich unbeobachtet sinnlos vor, darum beobachteten alle einander«⁵.

Diese Aussage ist übrigens nicht so weit hergeholt, wie sie zunächst klingen mag. In der Tat ist eine Ursache schwerer Depressionen der Mangel am Erblickt-Werden. Die Widerspiegelung und damit Bestätigung der eigenen Identität durch den Blick des Anderen ist eine notwendige Voraussetzung psychischer Gesundheit, der »Glanz in den Augen der Mutter« (Kohut) Bestätigung der lebendigen und lebensnotwendigen Mutter-Kind-Beziehung. Wir können nicht sein, ohne vom Anderen erblickt, wahrgenommen, beachtet zu werden. – Ein ähnliches Phänomen findet sich in Steven

²Zitiert nach Levin, S. 49.

³Kracauer, S. 106.

⁴So gibt es sogar, passend zu *Big Brother*, das »*Big-Sister-House*«, eine Site, über die offenerzige weibliche Models bei ihrem »täglichen Leben« in einer Finca auf Mallorca beobachtet werden können. Weitere Dienste wie direkter Chat mit den Frauen stehen ebenfalls zur Verfügung.

⁵Dürrenmatt, S. 22f.

Soderberghs *Sex, Lies, and Videotape*, indem die Frauen, die, durch die Kamera beobachtet, über Sex sprechen, sich authentischer zeigen können als in ihrem normalen Leben, und eine höhere Intimität mit dem Beobachter hinter der Kamera erzeugen als mit ihren Ehemännern/Liebhauern. Die Kamera hebt Sequenzen als bevorzugt aus dem Strom der Realität hervor und konstituiert so Bedeutung und Schönheit. So erzeugt auch Ricky Fitz in Sam Mendes' *American Beauty* durch den Blick seiner Kamera Schönheit, die es ohne diesen beobachtenden Blick nicht gegeben hätte, da sie in der Alltagswelt nicht als solche definiert worden wäre. Erst die Bevorzugung durch die Aufmerksamkeit der Kamera erzeugt die Realität des Phänomens: Schönheit.

Doch Beobachtung wird nicht allein zum Garanten für Realität, auch das Umgekehrte, so scheint es, gewinnt zunehmend an Geltung: So deutet das Phänomen von Straftätern, die ihre Vergehen eigenhändig mit der Kamera filmen,⁶ darauf hin, daß die Handlung an sich und selbst Zeugen nicht mehr ausreichen, um ein Ereignis zu konstituieren – es hat gewissermaßen erst stattgefunden, wenn es von einer Kamera beobachtet wurde, denn, nochmal Dürrenmatt, »diese allein sei fähig, die Zeit und den Raum festzuhalten, worin sich das Erlebnis abspiele, während ohne Kamera das Erlebnis davongleite«⁷. Daher nehmen Menschen ihre Geburtstagsfeier auf Video auf (nur um den Film dann beim nächsten Geburtstag abzuspielen), versöhnen sich vor den Kameras der Talkshows mit ihren Angehörigen oder vertrauen in besonderem Maß auf die dauerhafte Gültigkeit ihres per *Traumhochzeit* geschlossenen Ehebundes. Durch Beobachtung und Aufzeichnung wird Realität konstituiert, und die so Beobachteten geraten zunehmend in eine schmeichelhafte, erstrebenswerte Situation. Ich werde beobachtet, also bin ich.

Exkurs: Das Spiel im Ernst

Parallel zur ersten *Big Brother*-Staffel und noch um einiges über sie hinaus, spielte sich auf der Philippineninsel Jolo etwas Ähnliches ab. Auch hier saßen Menschen an einem Ort, den sie nicht verlassen konnten, von der Außenwelt abgeschnitten, aber von Kameras umgeben. Auch hier ging es um viel Geld. Auch hier schlug das Medienereignis große Wellen, die sich in ganz ähnlicher Form äußerten: Berichte in den Nachrichten, Interviews mit Freunden und Verwandten der »neuen Stars«, direkte Übertragung der schönsten, garantiert authentischen Szenen, vom Nervenzusammenbruch bis zur Geburtstagsfeier im Geisellager, inklusive Torte und Erinnerungsphoto des Geburtstagskindes mit lachenden Geiselnehmern Arm in Arm.

Das Szenario ist leicht variiert, es geht darum, rauszukommen statt drinzubleiben – doch auch da gibt es schon das entsprechende englische Format: *Ausbruchs-Big Brother*, bei dem die Kandidaten in einem gesicherten Fort dabei beobachtet werden, wie sie nach Fluchtwegen suchen. Wer zuerst draußen ist, hat gewonnen. . .

Die Massenmedien strukturieren und erzeugen Realität nach der ihnen eigenen Funktionslogik. Was ein berichtswürdiges Ereignis ist, wird nicht nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt, und auch die Unterscheidung von »Ernst« und »Unterhaltung« verschwimmt immer mehr, wie neben dem Geiseldrama auch die zahlreichen *Reality TV*-Sendungen zeigen, in denen Polizei- und Feuerwehreinätze sowie Unfälle und Verbrechen aller Art nach ihrem Unterhaltungswert zusammengeschnitten werden.

Ähnliches gilt für die deutschen Geiseln, die nach ihrer Freilassung dieselbe Talk- und Late-Night-Show-Runde durchliefen wie etliche Wochen vor ihnen die entlassenen *Big Brother*-

⁶So kürzlich erst ein Mann, der das Sterben seiner von ihm ermordeten Frau mit der Kamera festhielt.

⁷Dürrenmatt, S. 111.

Bewohner. Man würde sich nicht einmal wundern, wenn der junge Wallert eine CD herausbrächte. »Big, big, Abu... big Abu ist okay...«

Der Sarkasmus liegt in der Sache selbst, und die (medial tabuisierten) Parallelen sind manchmal überraschend klar bis hin zur Wörtlichkeit. So wurde eine Geisel nach ihrer Freilassung gefragt, ob die Dauerpräsenz der Kameras sie nicht genervt habe. Sie antwortete, nein, eigentlich sei es eher gut gewesen, hätte einem das Gefühl gegeben, *nicht so allein zu sein*. Dann hat also *Big Brother* mit seinem zunächst zynisch anmutenden Motto doch einen Nerv getroffen. Du bist nicht allein...

Identität und Gesellschaft

Wenn Beobachtet-Werden, wie oben angedeutet, Teil eines verbreiteten sozialen Deutungsmusters der Identität wird, ist eine intensivere Auseinandersetzung mit den sozial verbreiteten Vorstellungen von Identität, ihrer gesellschaftlichen Konstruiertheit wie auch ihren gesellschaftlichen Konsequenzen vonnöten. In seinem Aufsatz »Versozialwissenschaftlichung der Identitätsformation und der Verweigerung von Lebenspraxis« setzt sich Ulrich Oevermann mit zeitgeistgebundenen Habitusformationen auseinander, die als »typische Knotenpunkte« einen Einblick in gesamtgesellschaftlich bedeutsame Entwicklungstrends zulassen. »Normalitätswürfe für Persönlichkeitsstrukturen drücken vor allem die jeweils für den Zeitgeist spezifischen Deutung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft aus.«⁸

Nun ist *Big Brother* sicherlich ein solcher bedeutsamer Knotenpunkt. Was sollen wir also daraus schließen? Daß der entsprechende Normalitätswurf vorsieht, daß das Individuum seine Zeit auf dem Sofa verbringt, von der Gesellschaft beobachtet? Daß es von der Gesellschaft Geld bekommt für die Erledigung zweckfreier Aufgaben, ansonsten komplett versorgt ist, nicht für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten braucht und hinterher auch noch reich und berühmt wird? Das klingt ganz nach der beliebten »Hängematte Sozialstaat«-Rhetorik und ist sicherlich zu einfach gedacht (obwohl ein deutlicher Bedeutungsverlust der Werte protestantischer Ethik mit Sicherheit eine Voraussetzung dafür ist, daß ein Konzept wie *Big Brother* überhaupt gesellschaftsfähig werden kann)⁹.

Also was? Wenn Sinnggebung über Beobachtung und Beobachtet-Werden kanalisiert wird, kommt der verstärkten Selbstbeobachtung, die, wie oben ausgeführt, eine notwendige Reaktion des beobachteten Systems ist, eine erhöhte Bedeutung zu. Dies gilt für die beteiligten psychischen ebenso wie für das soziale System. Auch sie fühlen sich beobachtet, umso mehr, da die soziale Zuschreibung Aufmerksamkeit eher auf Personen denn auf Kommunikationen fokussiert. Und auch sie greifen zum Mittel der Selbstbeobachtung, um mit dem unbekanntem Beobachter, zu dem es keinen Zugang gibt, zumindest gleichauf zu sein, zu sehen, was er sieht: einen selbst. Auf diese Weise wird das Selbst, das eigene Leben, zum Projekt gemacht, wie es sich in der Binnenbezeichnung von *Big Brother* niederschlägt. Selbstverwirklichung, das »Ausloten der eigenen Grenzen«, eine grundsätzlich innenorientierte Lebensauffassung, die das Subjekt selbst ins Zentrum seines Denkens und Handelns stellt. An die Stelle von »Wie erreiche ich, was ich will?« tritt das grundsätzlichere »Was will ich überhaupt?«. Das Projekt des schönen, des erlebenswerten Lebens gewinnt Vorrang vor materialen Bedürfnissen, das Auto stellt kein Transportmittel mehr dar, sondern »Fahrvergnügen«. »Spaß ist

⁸Oevermann, S. 465.

⁹Dafür spricht, daß *Big Brother* in den USA floppte, während das verwandte Konzept des *Inselduell*s (eine Art *Big Brother*-Robinsonade) sehr erfolgreich wurde. Dies läßt sich über die hohe Bedeutung der amerikanischen »Tellerwäscher«-Werte erklären, nach denen man sein Ziel nur durch Kampf, Einsatz und harte Arbeit erreicht. Ein vergleichsweise passives Konzept wie *Big Brother* stellt im Kulturrahmen dieser Mentalität keinen hinreichenden Reiz dar.

unsere Pflicht«, singen die Kandidaten der zweiten Staffel. Sind sie also Repräsentanten dessen, was Gerhard Schulze mit dem Imperativ »Erlebe dein Leben!« als ›Erlebnisgesellschaft‹ postulierte?

Gehen wir die Frage einmal von der anderen Seite her an. Identität ist nicht nur selbstkonstruiert, sondern realisiert sich auch in den Sinnstrukturen, in die Menschen gestellt werden. Wenn man die Sinnlogiken betrachtet, die im Rahmen des *Big Brother*-Formats transportiert werden, so fällt auf, daß man mit drei sehr verschiedenen und untereinander weitgehend inkompatiblen Logiken konfrontiert wird. Da ist zunächst (und am unauffälligsten) die zugrundeliegende geschäftliche Austauschbeziehung, die der Rationalität des ökonomischen Systems folgt. Die Kandidaten haben Verträge unterschrieben und müssen sie einhalten, nötigenfalls wird das Rechtssystem einschreiten, um das zu gewährleisten. Eine affektiv neutrale, spezifische, leistungsorientierte Beziehung.

Von dieser wird zunächst abgelenkt durch die ursprüngliche *Big Brother*-Metapher, die ganz andere Sinnhalte transportiert. Überwachung, Bedrohung, Kontrolle, Feindseligkeit, Angst – wieder landen wir unwillkürlich beim Geiseldrama, auf das diese Konnotationen so viel besser passen würden als auf das banal-langweilige Leben im Haus, in dem die Mitbewohner sich entstehende Spannungen allenfalls gegenseitig ankreiden, nicht aber den unsichtbaren Beobachtern.

Diese schon recht eigenartige Kombination wird nun nochmals verschränkt mit einem dritten Sinnstrang, der sich exemplarisch am (von den Produzenten oktroyierten) Lied der Bewohner festmachen läßt, sich aber auch in vielen anderen Bereichen der Inszenierung wiederfindet. »Du bist immer für mich da, egal was auch passiert, bist mein großer Bruder, und du bist immer bei mir.« Was hier suggeriert wird, ist die Logik intimer Beziehungen. Der »große Bruder« ist zum ursprünglichen familialen Sinnkontext zurückgekehrt und verspricht Intimität, ebenso wie an anderer Stelle der »Freund fürs Leben«. »Immer da« und »alles geben« verweisen entsprechend auf diffuse Beziehungen, die von positiv getönter Affektivität getragen sind, in denen der Mensch als Person etwas gilt und sich nicht über Leistung zu legitimieren hat.

Und über all diesen unterschiedlichen Beziehungsdefinitionen und -anforderungen, die dazu dienen sollen, den schlichten Kommerzcharakter des Unternehmens wenn nicht zu verhüllen, so doch wenigstens mit einem persönlicheren Anstrich zu versehen, über alledem liegt in der immer wieder eingespielten Titelmusik (»Leb, so wie du dich fühlst« bzw. »Zeig mir dein Gesicht, zeig mir wer du wirklich bist« (2. Staffel)) eine starke Authentizitätsforderung, zusätzlich betont durch kommentierende Fragen der Moderatoren an Freunde oder Prominente ob dieser oder jene denn »wirklich so sei« oder das etwa »nur spiele«. Dazu Luhmann: »Wieso beobachtet man die Effekte der Massenmedien mit gerade dieser Unterscheidung von nichtauthentisch/authentisch, ohne zu sehen, daß der Wunsch, authentisch aus sich selbst heraus zu erleben, seinerseits ein durch diese Unterscheidung suggerierter Wunsch ist?«¹⁰

Wir können also zu der Frage nach dem in *Big Brother* sich manifestierenden Verhältnis von Individuum und Gesellschaft konstatieren, daß es sich in mehreren miteinander verschränkten Sinnsträngen äußert: Bei Abnahme der traditionellen Werte von Pflichterfüllung und harter Arbeit, die ihren Sinn in der Erfüllung einer äußeren Norm findet, entwickelt sich eine Ich-bezogene Selbstverwirklichungskultur, die das eigene Leben zum Projekt macht, was nicht ohne eine latente Verweigerung von Lebenspraxis einhergeht.¹¹ Diese zeigt sich darin, daß das ›Projekt‹ Leben in Form eines ›Spiels‹ aus der eigentlichen Lebenspraxis herausgelöst wird. Das geht jedoch nicht ohne die Mit-

¹⁰Luhmann, S. 148, FN 12.

¹¹Diese spiegelt sich mit überraschender Deutlichkeit auf dem Bild der *Big Brother*-Plakatwerbung wider, auf dem zwei auf einem Bett lümmelnde Teenager gleichermaßen gelangweilt und gebannt den Betrachter anstarren, der im Bild sowohl die Position des Beobachteten, also der Kandidaten einnimmt, als auch die des Beobachters hinter der Kamera, die die beiden Mädchen aufnimmt.

wirkung der Massenmedien und damit die Unterordnung unter deren ökonomisch bestimmte Logik. Da diese aber (auch und gerade für die Person selbst) im Widerspruch zu den postmaterialistischen Selbstverwirklichungswerten steht, muß von der Verknüpfung der beiden Diskurse abgelenkt werden; dies geschieht durch die Heranziehung von Deutungsmustern aus anderen Bereichen (›Bedrohung, Spannung‹ und ›Intimität‹). Das Sahnehäubchen schließlich ist die Authentizitätsforderung, die wie der Code einer unausgesprochenen Verschwörung von Kandidaten, Medienmachern und Publikum wirkt: Man einigt sich im Stillen darauf, daß das Spiel mehr Spaß macht, wenn man darauf beharrt, daß es ›echt‹ sei.

Identifikation und Berühmtheit

Warum aber sind diese Menschen, die wochenlang dieses erstaunliche Kommunikationssystem konstituieren, die sich mit ihrer Identität und deren Präsentation in widersprüchlichen Kontexten herumzuschlagen haben, warum sind sie berühmt, wenn sie herauskommen und auch schon vorher?

Die reine Tatsache der Bekanntheit reicht hierfür nicht aus. Sicher, die Massenmedien stellen eine allgemein zugängliche und anschlussfähige Hintergrundrealität bereit, und so spricht jeder von ihnen und wenn es nur zum Zweck des Lästerns ist. Und ebenso sicher, Bekanntheit ist eine gute Grundlage. Was aber tritt hinzu?

Eine Berühmtheit zu sein, das war über weiteste Teile der Menschheitsgeschichte mit Außerordentlichkeit verbunden. Man mußte dazu König sein oder wunderschön, oder man mußte besser singen können als alle anderen oder viele Menschen umgebracht haben. Berühmtheit konstituierte sich in der *Differenz*, in dem Wissen, wie weit und unerreichbar der andere von mir entfernt ist. Mit *Big Brother* scheint sich ein anderer Modus der Berühmtheit durchgesetzt zu haben, dessen Entwicklung sich im letzten Jahrzehnt abzeichnete: Die Berühmtheit durch Identifikation, mehr noch, durch tatsächliche Ähnlichkeit bis hin zur Austauschbarkeit. War früher der Gedanke des ekstatischen Fans »nie werde ich so sein können wie du«, so ist es jetzt – »hey, eigentlich bin ich genauso! Eigentlich ist es nicht mehr als ein Zufall, daß nicht *ich* in diesem Moment da stehe und jubelt werde.« Die Zlatkos dieser Welt tummeln sich in Discotheken, Fitneßstudios und Arbeitsämtern, es hat keinen Mangel an ihnen. Und es ist gerade nicht, wie Michael Streck vom *Stern* behauptet, das »Einmal alles tun dürfen, wogegen Alice Schwarzer und die *taz* kämpfen«, was den Reiz des Zlatko-Seins ausmacht. Vielmehr den Namen Alice Schwarzer nie gehört zu haben, nie eine Zeile der *taz* gelesen zu haben und keinen Schimmer zu haben, wofür sie sich einsetzt, und mit alledem selbstzufrieden und ohne jegliches Mangelgefühl zu leben, das ist es, was so viele mit Zlatko teilen und womit sie sich identifizieren. Noch nicht einmal gefeiert zu werden, *obwohl* man keinen Schimmer von der Welt hat, sondern *weil* – das ist das wahre Glück.

Und dieses Glück, diese Form der Identifikation wird in den klassischen Unterhaltungsformaten noch kaum geboten. So wie 007 oder Schwarzenegger ist man nun mal nicht so leicht. Verona Feldbusch mit strategisch hochdosierter ›Doofheit‹ war eine der ersten auf dem Weg zu einem veränderten Starbild, doch ihr Aufenthalt bei *Big Brother* zeigt, wie sehr sie doch noch ein Star im ganz klassischen Sinne ist, wie sie mit ihrer Schönheit und Redegewandtheit die Bewohner noch hausbackener als sonst aussehen läßt.

Wo ist der Sinn?

Definiert man mit Thomas Luckmann Religion nicht über Inhalte, sondern funktional, so handelt es sich dabei um die Weitergabe von Wissen, das in der Lage ist, die großen Transendenzen des Lebens akzeptabel zu verarbeiten und Kontingenzen mit Sinn zu versehen. Zu allen Zeiten hat Religion Sinn gestiftet, zwischen Gut und Böse unterschieden, die Zeitrhythmen eingeteilt und etikettiert, verbunden und getrennt, gestraft, vergeben und beglückt.

Betrachten wir nun die neuen Formate des sogenannten performativen Fernsehens, deren Bedeutung seit der Einführung der Privatsender in der deutschen Fernsehlandschaft kontinuierlich zunimmt, so läßt sich beobachten, daß mit ihnen eine erhebliche Erweiterung der vom Fernsehen offerierten Sinnangebote einhergeht. Das Fernsehen spricht nicht mehr nur zu den Leuten, sei es belehrend oder unterhaltend, sondern lädt sie ein, buchstäblich jeden, zu kommen, dabeizusein und teilzuhaben. Der Höhepunkt der Verknüpfung des eigenen Lebens mit dem Fernsehen besteht darin, durch öffentliche Bekundung sein Leben in neue Bahnen zu lenken. Darüber hinaus liefert das Fernsehen Deutungsmuster aller Art frei Haus, es belehrt moralisch, es gliedert das Leben in feste Zyklen, die wiederum mit einer klaren, hochstrukturierten Liturgie versehen sind und etabliert so eine relevante Bezugszeit. Schließlich hat es sich mit den entsprechenden Shows auch der elementaren Übergänge von Geburt, Heirat und Tod und der Verarbeitung emotionaler Extremsituationen (Trennung, Rache, Verzeihen, Überraschen, Wunder erleben) bemächtigt, für deren Bearbeitung bislang die Kirche zuständig war. Das Fernsehen kann Ehen einsegnen, Familien zusammenführen, Übeltäter bestrafen, ja, sogar Wunder erzeugen. Es kann, wie in *Big Brother* deutlich wird, den anonymen Einzelnen aus dem Strom seiner Bedeutungslosigkeit lösen und ihn zum leuchtenden Vorbild vieler erheben. Mit Jo Reichertz kann man das performative Fernsehen als *Religionsäquivalent* ansehen. Dabei sind weder die Inhalte von Bedeutung, noch die Antworten, die auf Fragen des Transzendenten gegeben werden. Auch in den Selbstdeutungen der Individuen ist das Fernsehen nicht in gleicher Weise präsent wie die Religion. Es ist einfach vergleichbar in der Tatsache, daß es ähnliche Aufgaben bearbeitet und im Leben der Menschen ähnliche Funktionen erfüllt.

Der Mensch, nach Aufklärung und Säkularisierung trostbedürftig zurückgelassen, erhält hier, allen voran bei *Big Brother*, die frohe Botschaft, daß alles machbar ist, ein jeder wichtig, auch der unbedeutendste Einzelne. Jeder kann seine Sorgen und Nöte bringen, sich angenommen fühlen, als einer unter vielen. Und man braucht dazu weder besonders noch gut zu sein. Du bist nicht allein.

Literaturhinweise

- Dürrenmatt, Friedrich: *Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter. Novelle in vierundzwanzig Sätzen*. Zürich 1986.
- Kracauer, Siegfried: *Geschichte – vor den letzten Dingen* (=Schriften, Bd. 4). Frankfurt am Main 1971.
- Levin, Thomas Y.: Die Rhetorik der Überwachung: Angst vor Beobachtung in den zeitgenössischen Medien. In: Gereon Sievernich und Thomas Medicus (Hrsg.): *Zivilisation. Städte – Bürger – Cybercities. Die Zukunft unserer Lebenswelten*. (=Ausstellungskatalog Sieben Hügel. Bilder und Zeichen des 21. Jahrhunderts, Bd. 4.) Berlin 2000, S. 49-61.
- Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. Opladen 1996.
- Oevermann, Ulrich: Versozialwissenschaftlichung der Identitätsformation und der Verweigerung

von Lebenspraxis: Eine aktuelle Variante der Dialektik der Aufklärung. In: *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984*. Frankfurt am Main/New York 1985, S. 463-474.

Reichert, Jo: Performatives Fernsehen als Religionsäquivalent. Vortrag beim 30. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am 29. September 2000.

Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main/New York 1993.

Serres, Michel: *Le Parasite*. Paris 1980.